

Das Geheimnis des Schränkchens.

Roman von
Barion E. Stevenon.

Kladderadobertes

„Seinen Vetter?“ fragte er und sah mich scharf an. „Ja, ich dachte mit ja, daß er es holen würde, obwohl ich nicht vermutete, daß er schon so bald kommen würde. Wer ist es denn, Vetter?“

„Nun ja,“ antwortete ich etwas ungeduldig, „du weißt doch so gut wie ich, daß es Armand und Sohn gehört.“

„Also hast du ihren Vertreter gesprochen?“ fragte er, indem ich zu meiner Verwunderung ein Erörtern des Erlautes aus seinem Gesicht zu sehen.

„Er hat mich gesehen.“ Ich würde mich freuen, wenn du auch seine Beantwortung machen würdest. Es ist Felix Armand, der Sohn in der Firma, einer der vollendeten Weltkennern, denen ich begegne bin.“

„Ja würde mich freuen, ihn zu begegnen,“ sagte Godfrey, und lächelte schnurrig. „Vielleicht trittst es sich eines Tages, ich hoffe es auf jeden Fall. Aber wie hat er denn den Vetter erklärt, Vetter?“

„Jedenfalls haben sie das falsche Schränkchen an Vantine abgegeben. Das richtigste wird morgen mit der „Prozesse“ eintriften.“ — „Oh erziele ich mich, was mir Felix Armand mitgeteilt hat. — „Er war ganz untröstlich über den Irrtum,“ sagte ich hinzu. „Seine Entschuldigungen waren mir geradezu lästig.“

Godfrey folgte meinem Bericht mit großem Interesse und nicht bedrückend, nachdem ich ihn beendet hatte.

„Das ist äußerst interessant,“ urteilte er. „Hat Herr Armand erwähnt, ob er mocht?“

„Nein, aber er wird nicht schwer zu finden sein, wenn du ihn suchen willst. Er wohnt natürlich in einem der großen Hotels — wahrscheinlich im „Blage“ oder „St. Regis“. Seinem Auftritte nach wird er kaum in einem kleineren wohnen.“

„Um wieviel Uhr erwartest du ihn morgen?“

„Im Laufe des Nachmittags. Er wird mich anrufen, sobald das Schränkchen vom Schiff aus unterwegs ist.“

„Ich habe dich,“ ich halte getrennt das Gesicht, er wisse vielleicht mehr von der Sache als wir. Ich bemerkte, daß er im Augenblick erriet, wer der Vetter der Briefe sei und was sie enthielten. „Sich zu der Ansicht, ich solle das Schränkchen noch eine Zeitlang zurückhalten?“ Ich binne leicht irgend einen Vorwand für die Verzögerung erfinden.

„Nun, ich glaube nicht — er soll nur sein Schränkchen haben,“ sagte Godfrey in einem besseren Tone, der mich verblüffte. „Wenn deine Theorie darüber in Erfahrung gegangen ist, was hat er für einen Wert, dich noch länger damit abzuplagen?“

„Ich sehe den Wert auch nicht ein,“ gab ich zu, „aber ich dachte mir, daß du vielleicht noch mehr Zeit wünschtest, um es zu unteruchen.“

„Was ich unteruchen will, ist schon gegeben,“ antwortete Godfrey, und ich sagte mir, daß es das erstmal war, wo er sich meines Willens geäußert hatte.

„Ich habe ja ein Gefühl,“ erklärte ich, „wie wenn wir den einzigen festen Anhaltspunkt, den wir in die, er Sache haben, mit diesem Schränkchen aus den Händen geben würden. Es kommt mir wie ein Gefährnis unserer Verdäglichkeit vor.“

„O nein, das ist es nicht,“ leugnete Godfrey. „Wenn man von dem Schränkchen nichts mehr lernen kann, ist kein Grund vorhanden, es zurückzubehalten. Sie müßte es auf alle Fälle dem Herrn Armand ausliefern. Wichtig wird es sich höchstens zeigen,“ fügte er hinzu. — „An der Erde verabschieden wir uns.“

Aber am nächsten Tage sah ich ihn nicht. Halb und halb erwartete ich, daß er mich vormittags anrufen würde, und als dies nicht geschah, erwartete ich, ihn mit Bestimmtheit im Vantine'schen Hause zu treffen, als ich dort in Begleitung Armands erschien. Aber er war nicht dort. Was ich mich nach ihm erkundigte, sagte Paris, er habe ihn seit dem Tage zuvor nicht mehr gesehen.

Ich muß gestehen, daß Godfrey's Gleichgültigkeit über das Schränkchen mich höchlich in Erstaunen versetzte. Außerdem hoffte ich, daß er die Beantwortung des besagten Briefes herbeiführen würde. Er war noch feindseliger, als er mir am Montag erschienen war, und halb gab ich mich völlig diesem Zauber hin. Es war ihm aber erwarten schall gelungen, das Möbel durch den Zoll zu bringen, und es war noch nicht drei Uhr, als wir das Vantine'sche Haus erreichten.

„Ich habe Herrn Godfrey nicht gesehen,“ wiederholte Paris, „aber es sind andere hier drin — es könnte einem das Herz brechen.“

Er deutete auf die Türe des Musikzimmers, und als ich hineinkam, sah ich, daß das Inventar bereits aufgenommen wurde. Der Beamte grüßte mich, aber ich ging nicht hinein, da es auch für mich kein erfreuliches Anbild war.

„Das Schränkchen liegt in dem Zimmer auf der anderen Seite der Türe,“ sagte ich zu Armand und führte ihn durch den Empfangsalon in das Zimmer daneben.

Paris brachte die Kisten an, und mein Begleiter schaute erstaunt nach den Kästen, die die Fenster verunklärten.

„Wir haben die Kästen zum Schutze zugemacht,“ erklärte ich. „Wir hatten eine Ahnung, daß jemand einbrechen versuchen würde. In der Tat fanden wir auch eines Abends einen Draht der Diebstahlsverrichtung durch Schlitze, und später entdeckten wir, daß jemand durch das Loch in dem Laden dort oben hereinsteuerte.“

„Wirklich?“ fragte Armand schnell. „Würden Sie den Mann wiedererkennen, wenn Sie ihn wieder begegnen würden?“

„O nein, Sie sehen, das Loch ist ganz klein. Es war nichts außer den Fingern sichtbar. Doch könnte ich sie vielleicht wiedererkennen, denn ich habe noch nie solche Fingern gesehen — es ist klar und glänzend waren sie. Es war in der Nacht, wo Godfrey und ich den Versuch machten, das Geheimnis zu entdecken, und jene Augen glühten wie Feuer, als sie uns beobachteten.“

Armand schaute auf die Schränkchen und blickte offenbar nur halb zu.

„Ach ja, das Geheimnis,“ sagte er. „Wollen Sie mir zeigen, wie man es öffnet, Herr Vetter? Ich bin äußerst gespannt darauf.“

Ich legte meine Hand auf die Tischplatte und brüde auf die drei Punkte, wie aus die verheiratete Dame gezeigt hatte. Beim ersten Male fand ich nicht die richtige Reihenfolge, aber beim zweiten Male traf ich sie; der kleine Griff fiel heraus, ich zog die Schublade heraus.

„Hier,“ sagte ich. „Sie sehen, wie meisterlich es konstruiert und wie trefflich es verborgen ist. Kein Mensch würde von dieser Einrichtung etwas ahnen.“

Er prüfte die Kiste mit großem Interesse, schob sie wieder hinein und öffnete sie dann selbst.

„Wirklich meisterhaft,“ stimmte er bei. „Ich habe noch kein so gut verdecktes Geheimnis gesehen. Der Gedanke, es nur durch eine gewisse Kombination zu öffnen, ist äußerst originell und glücklich. Die meisten Geheimnisse sind nur dem Namen nach Geheimnis, man findet sie leicht, aber das da...“

Er schob die Kiste wieder hinein und unterlegte die Einfagen ringsum.

„Mein Freund und ich haben das Schränkchen aus sorgfältigster Unterzucht und das Fach doch nicht entdecken können,“ bemerkte ich.

„Ihr Freund — haben Sie nicht vorher seinen Namen erwähnt?“

„Doch — er heißt Godfrey.“

„Auch ein Anwalt?“

„Nein, ein Journalist. Aber er war früher Detektiv gewesen. Er ist außerordentlich schärfichtig, und wenn jemand das Fach hätte ausfindig machen können, so wäre er es gewesen. Aber diese Kombination war doch zu schwierig für ihn.“

„Ich bin jedenfalls froh, daß es überhaupt entdeckt wurde,“ erklärte Armand. „Ich will Ihnen nicht verzeihen, Herr Vetter, daß dadurch der Wert des Möbels um ein Beträchtliches gesteigert wird.“

„Was ist es denn wert?“ fragte ich. „Herr Vantine beauftragte mich, es für ihn zu erwerben und gab mir eine ganz ungewöhnlich hohe Summe als obere Grenze für den Kaufpreis an.“

„Nun,“ meinte Armand nach kurzem Zögern, „ich möchte keine Zahl angeben, ohne mich zuvor mit meinem Vater besprochen zu haben. Das Schränkchen ist ein Unikum — das schönste vielleicht, das Boule je angefertigt hat. Haben Sie das Monogramm der Madame de Montespan gefunden?“

„Nein, Vantine sagte, es sei sicherlich irgendwo angebracht, aber Godfrey und ich haben nicht darnach gesucht.“

Armand öffnete die Hängeläden, die die mittleren Schiebepulte verdeckten.

„Sich hat,“ sagte er und deutete auf eine Arabeske genau unter dem Hängel. „Sehen Sie, wie geschickt es durch die anderen Ornamente verdeckt wurde. Und hier ist das Emblem des Schenkers.“ — Er wies auf eine kleine goldene Sonne mit einem Strahlenkranz, die gerade über dem Monogramm angebracht war. — „Le roi soleil!“

„Le roi soleil!“ wiederholte ich. „Natürlich. Wie dumm waren wir, daß wir dies nicht gesehen haben! Das erzählt ja die ganze Geschichte, nicht? — Was gibst, Paris?“ fügte ich hinzu, als der Diener an der Türe erschien.

„Sie steht ein Wagen draußen, Herr Vetter,“ meldete er, „ein paar Männer laden ein Möbel aus. Ist das in Ordnung, Herr Vetter?“

„Jawohl,“ antwortete ich. „Lassen Sie es nur hier hereinbringen. Und bitten Sie den Herrn, der das Inventar aufgenommen, sich einen Augenblick herauszubewegen. Herr Vantine hat seine Sammlung von Kunstgegenständen,“ erklärte ich Armand, „dem Metropolitan-Museum hinterlassen, und ich möchte, daß der Vertreter des Museums beim Umtausch anwesend ist.“

„Gleich,“ stimmte er bei. „Das ist ganz in der Ordnung.“ Paris kam zwei Minuten später zurück, an der Spitze von zwei Männern, die einen mit Häkern bedeckten Gegenstand hereintrugen, und ihnen folgte der Herr vom Museum.

„Mein Name ist Leifer,“ sagte ich ihm, „der Sachverwalter des Herrn Vantine, und dies hier ist Herr Felix Armand, von Armand und Sohn in Paris. Wir sind im Begriff, einen Irrtum wieder gut zu machen, der gerade vor dem Ableben des Herrn Vantine begangen wurde. Dieses Schränkchen hier ist ihm irrtümlicherweise an Stelle eines anderen zugesandt worden, das er kürzlich erworben hatte. Herr Armand hat das richtige herbeigeschickt, und wir will das ihm gehörige zurückgeben. Ich habe die Angelegenheit bereits mit dem Geschäftsführer des Museums besprochen, doch wünsche ich, daß Sie beim Umtausch anwesend seien.“

„Ich hege nicht den geringsten Zweifel an der Richtigkeit dieser Dinge,“ stellte sich der Museumsvertreter, mir zu versichern. „Sie sind natürlich mit den näheren Umständen bekannt.“

„Gewiß, Herr Vantine selbst hat mir den Hergang erzählt.“

„Schön,“ sagte er, aber seine Augen betrachteten liebevoll das Boule-Schränkchen. „Das ist ja ein ungemein schönes Stück.“

„Ich begreife nicht,“ sagte ich, „daß Sie dem Museum nicht in seinen Besitz gelangt.“

„Vielleicht können Sie es Herrn Armand abkaufen,“ schlug ich vor, aber der Museumsmann lächelte und schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sagte er, „das könnten wir uns nicht leisten. Aber vielleicht kann die Gepar Herr Morgan voranschicken, es für uns zu kaufen — ich will es ihm verschlagen.“

Die zwei Männer hatten mittlerweile das andere Schränkchen von seiner Tischplatte befreit. Es war ebenfalls ein schönes Möbelstück, aber selbst mein ungebildetes Auge konnte erkennen, wie sehr es von dem anderen abfiel.

„Es würde uns außerordentlich freuen, wenn Herr Morgan in Augenblicke nehmen wollte,“ sagte Armand lächelnd. „Ich will Ihnen nicht verbergen, daß ich bereits an ihn gebracht habe — welcher Händler tiefe dies nicht, wenn er etwas besonders Seltenes und Schönes erwirbt? Ich werde mich bemühen, eine Audienz in die, er Angelegenheit bei ihm zu erlangen. Mittlerweile...“

„Mittlerweile geht das Schränkchen Ihnen,“ sagte ich. Er antwortete mit einer höflichen Handbewegung und ließ dann das Schränkchen sehr sorgsam in das Tuch fällen, aus dem das andere herausgeholt worden war. Ich sah es unter dem rauhen Tuche nicht ohne Bedauern verschwinden. Denn

meine Augen hatten allmählich seine Schönheit schätzen gelernt. Außerdem sagte ich mir wieder, daß mit seinem Verschwinden die letzte Hoffnung, das Geheimnis von Philipp Vantine's Tod aufzudecken, dahinginge. So sehr auch mein Bestreben sich gegen mehr, die Feststellung machte, daß das Boule-Schränkchen mit dem Drama in Verbindung liege. Aber schließlich war es eingestanden, und Herr Armand kam auf mich zu und hielt mir die ausgestreckte Hand hin.

Fortsetzung folgt.

Der Butterhandel.

Von
Richard Krieh.

(Nachdruck verboten.)

Als bei uns auch der letzte Einmal-Schein ausgefolgt war, jagte meine Frau in ihrer höchsten Not: „Liebster Mann, es ist Zeit, daß du dich ein paar Tage lang erholst. Nimm den Schmalköder mit.“

Da ging ich denn zum guten Hausarzt und stand vier Stunden lang „Alteit für Dringlichkeitsausweis“, und als ich den hatte, war mein Lagerort beendet. Tags darauf stand ich sieben Stunden „Dringlichkeitsausweis“, und als der in meiner Tasche insierte, war der Gebirgszug eben weggefahren. Da lag ich denn sehr betrübt mit all meinen Äußerungen und Ausweisungen, und ich läge noch heute auf der Bank am Wänscher Promenadenplatz, wenn da nicht ein guter Alteit gekommen wäre, der wadere Herr Kirchhüder, der zweimal wochenlang mit dem Kalkutta aus den Bergen fährt und auf der Rückreise halb- und kleinste Städte ins lausische Bergland mitnimmt, dochbin, allem es kein Sünd gibt, aber Eier, Butter, Schmalz und das naive Gemüt bayerischer Naturkinder.

Herr Kirchhüder verordnete mir das Polster einer Benzin-Erhalt-Lampe und als Kuckucke eine mittlere Vierständer. Ein Korb mit Gemüse, der meine halbe Hinte Seite einnahm, verblüffte den Abfuhr, von dem Kalkutta, das mit einer Stundengeheimnigkeit von 8 Kilometer den oben- und fettreicheren Gefilden zueilte.

Ich will Ihnen nicht schämen, wie satt man sich im Gasthausbenzinzimmer die, es stielichen Dörchchen essen konnte. Rein! Denn, das ist für die, es Geschichte, die ja vom Butterhandel handeln und nicht vom Lebertrüffel-Schmalzen schwärzen soll, höchst gegenstandslos.

Vom Butterhandel: Am nächsten Tage ging ich auf die Höhe der Umgebung. Und ich kam auch zum Scherzhafter über natürlich ganz anders hoch, aber mer wird heututage keine Quelle gleich in die Zeitung setzen? Ich sagte: „Lohrer,“ sagte ich: „Herr Lohrer, wie heißt denn mit'm Butter heuer?“

Der Lohrer schob seine Pfeife in den anderen Mundwinkel und sah verächtlich über seinen Scherzhafter hinweg auf mich nieder.

„Ach hab'n nit z'reissen,“ sagte er, „Du hast ja Stroß fudern müß'n bis in a Wal, weil's Graas net hat wasch'n mög'n.“

„Ich hätte mit Stroß fudern müssen? Ja, wen denn?“

„Herr Lohrer,“ sagte ich weiter — denn mich interessierte an diesem Tage weniger die Methode als das Produkt der Viehwirtschaft — „Herr Lohrer,“ sagte ich (wie schon gesagt), sagte ich (stotternd, höfend, stolpernd), sagte ich: „Wie heißt denn nun wirklich mit'm Butter. Hab'n's kein? Gar kein?“

„Ich so,“ erwiderte mir der Lohrer.

„Lohrer,“ (Ausdrucksweise) 1 1 1

„Lohrer, was ist er denn, der Butter?“ (weidlichen Schmel in der Stimme).

Der Lohrer schob die Pfeife wieder in das andre Mundes und blinzelte mich an. „Boos hoch denn du für mit?“

„Was ich für ihn hatte? Hoch für ihn? Ja, was denn? Mein höchen Herr konnte ich ihm doch nicht anbieten? Ein erlösender Einfall: Ich zog meine Pfeife. Da aber winkte er ab, der Lohrer: „Na, mei Plaber, mit deine Zeit und Wappeln laßt; mit gern haben. Aber... wannst an Labal hoch... oder a Sojan...“

Labal oder Seife? Warum nicht gar einen Brillantring? Aber der Lohrer war unerzählich.

Da blieb nichts andres übrig, als nach Haus zu telephonieren. Tags darauf brachte der wadere Kirchhüder meine vorletzte Kiste mit. Es waren noch Zigaretten aus jener letzten Zeit, in der man eine Siebzehnjährige Zigarette rauchen konnte, ohne nach den ersten Zügen gähnen zu müssen, man habe aus Versehen ein Bonitoi genommen.

Ich ging zum Lohrer.

„Da waren Zigaretten,“ sagte ich (mehr in guter Hoffnung als in gutem Deut). „... ich recht,“ sagte der Lohrer. „Nachher kriagt an Butter.“ Aber ehe er die hollen gen, prägte er mit Remermerie die Zigaretten. „Krippe! Jans ich, die Zigaretten, die...“

Aber er brachte doch ein Pfund Butter. Er brachte das Pfund, brachte die Butter... nein! vielmehr den Butter, hielt mir es... sie... ihn... direkt unter die Nase und jagte:

„Was schilt nacha drauf?“

Nach im Jahre lag mir die Verachtung, mit der der Lohrer vom Galle, den „Gersten und Wappeln“ gesprochen hatte. Da schweig ich.

„Was brauchst du?“ wiederholte der Lohrer etwas drohend. „... Schöhen! Warst loit er, der Butter. Puffig's Zigaretten, das ja immer oder acht, nacha zahlst no acht Martin und der Butter gehört bei...“

Was? Ich hatte fünfundsiebzig Mark für die Zigaretten bezahlt und nun... für ein Pfund Butter... und noch acht Mark obendrein...“

„Wähnen Sie, was die Zigaretten kosten, Herr Lohrer?“

„Icgie ist sehr offzall... Die Zigaretten sollten siebzig Pfennig pro Stück. Wadzt zwei Pfund Butter.“

Da hätte ich den Lohrer jenen sollen. Die Sache ging ihm doch aber den Spag. Er fluchte ein mal zwei Minuten lang und dann schimpfte er: Die Welt werde ja immer schlechter. Siebzig Pfennig!!! Und früher hätte er für ein Pfund mit die siebzehnen Zigaretten bekommen. Und ich sollte mich schämen. „Des ist a Wucher, a ganz miserabiler,“ sagte er. Und

et ... ummeln und ich möge ihn jetzt überhaupt gern haben mit den Zigaretten ... und wenn ich jetzt noch den Butler möge, dann ... dann sollte sie zwanzig Mark ... Strafe muß sein.
So ein rechtlicher Mann ist der Doktor.

Desertion aus der Fremdenlegion

Von
Erwin Kosen.

Der Schiffsführer Erwin Kosen hat sich das große Verdienst erworben, durch sein Buch „In der Fremdenlegion“, das vor einigen Jahren in der Luchsig'schen Memoiren-Bibliothek erschienen ist, als erster in nachhaltiger Weise auf die Fremdenlegion hinzuweisen, in der seit ihrem Bestehen jahraus, jahrein unzählige Deutsche verschwinden — besteht doch die Soldnertruppe zur Hälfte aus deutschen Landeskindern. Das glänzend geschriebene Buch, das sich spannend wie ein Roman liest, ist von fünf deutschen Militärern aus wärmstens empfohlen worden und wurde von der gesamten Kritik rühmlich als eine hervorragende literarische Leistung gefürchtet. In kurzer Zeit hat es daher auch über 20 Auflagen erlebt.

Erwin Kosen hat sich durch eine sehr gemagte Desertion aus der Fremdenlegion befreit, sonst wäre wohl auch sein Buch ungelesen geblieben. Mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung veröffentlichen wir im folgenden einen Auszug aus dem betreffenden Kapitel seiner Erinnerungen:

„Am Ende der nächsten Gasse begann die Festungsmauer. Ich konnte sie von der Innenseite leicht erkennen. Auf der Außenseite war die Entfernung zum Boden ziemlich groß, aber beim Sprung in die Tiefe fiel ich und landete in Sand und fand in einem Palmenhain. Unter den Palmen war es dunkel. In tieferer Luft streifte ich die Uniform ab und zog die Zivilkleidung an. Dann spiehte ich Uniform und Mantel, Militärhatsche und Koppel mit dem spitzen Bajonet an eine Palme. Meinen Hut ließ ich liegen am Wegrand.“

Mit einem höflichen Furchenlächel schritt ich dem nächsten Tore in der Festungsmauer zu. Aber die Legionäre, die dort auf Wache waren, beachteten mich gar nicht. Das gab mir Selbstvertrauen. Langsam und unauffällig, als sei ich ein spaziergehender Bürger, ging ich wieder über die Promenade. Überall schlenkerten Legionäre. Mehrere Male mußte ich umkehren und einen Umweg machen, weil mir Uniformstücke meiner eigenen Kompagnie entgegenkamen! Es war ein aufregender Weg! Endlich hatte ich die innere Stadt durchquert und kletterte aber die felsige Böschung hinauf auf das Geleise. Es war unterdessen völlig dunkel geworden. Ich fing an zu laufen. Im Anfang holperte ich fortwährend über die spitzen Steine der Schotterung zwischen den Schwellen und fiel einmal über die Länge nach hin. Als ich gemütselt mich riefte daran, von der Schelle zu Schelle zu springen. Aus vollen Kräften rannte ich, eine Viertelstunde lang, eine halbe Stunde lang. Dann mußte ich, körper leidend, stehen bleiben. Keiner kam mir zu Hilfe. Die Gegend war in tiefes Dunkel gehüllt, und nur ein schwaches Lichtschein vom Horizont zeigte, wo Süd- und Nord war. Meine Füße schmerzten mich. Als ich einen Stiefel auszog und ihn tastend untersuchte, spürte ich, daß innen im Stiefel ganze Reihen von spitzen Nägeln durchgestanden; daß die Sohle leuchtete war von meinem Blute. Ich geriet in das Licht und polterte die Nägelnellen mit Zuckeln aus. Zwei bohrtens ich die spitzen kleinen Nageleisen aus. Zwei diese Hüfte, aber es war doch weit besser als vorher. Nun untersuchte ich das Hosenbein in meiner Tasche und ließ mit freudigem Erstaunen, das es eine prachtvolle Waffe war, eine Brommingspille.

Wieder sprang ich vorwärts. Die Füße mußten ich an die leuchtenden Pflanzengesteine gewöhnen. Von nun an wackelte ich systematisch im Laufschritt und Marschschritt ab, meine Schritte schonend, wie ich es in der Legion gelernt hatte. Fünf Minuten Laufschritt, fünf Minuten Marschschritt. Immer auf den Geleisen, immer schmutzgerade nach Norden. Einmal hörte ich einen Zug hinter mir herbrausen und legte mich flach in den Sand neben den Geleisen. Stunde um Stunde verrann. Dreimal schon war ich an Stationen vorbeigekommen. Bei einem einzelnen Bahnhofsgebäude stellte einmal ein Hund, und ich härmte mich darüber, bis ein Wächter mich rief, bis ich das Geleise den Weg nicht mehr hörte. Wie war ich dankbar für die Stille und die Einsamkeit! Mein Arm ging in schweren leuchtenden Stößen. Ich war völlig durchdrungen von Schweiß, und wenn ich einen Augenblick stehen blieb, um zu ruhen, ergrittete mein Körper in eisigen Schüttelfröhen. Der Regen hatte bald wieder aufgehört. Jetzt leuchtete auch der Mond dann und wann zwischen den Wolken hervor, und sein mattes Licht gab einen weit helleren Schein, als mir lieb war. Ich fand eine furchterliche Angst aus, von irgendeiner Gendarmenpatrouille gefangen zu werden. Da wurde das Lärmen fertig. Auf beiden Seiten des Schienenweges lagen mächtige Felsblöcke, zerrissene, jagde Kalkstein, und ich freute mich über den vergeblichen Schutz, den sie mir gaben. Einige Minuten lang mußte ich zwischen den Felsen gefahren sein, als ich ein eigenartiges Geräusch hörte. Zuerst glaubte ich, es sei wieder ein Eisenbahnzug. Als aber das Geräusch näher kam, schärfer und klarer wurde, wußte ich, was es war: galoppierende Pferde!

Zwischen den Felsen hindurch konnte ich den feinen hellen Streifen sehen, der die Militärstraße bedeutete. Sie war kaum hundert Meter von den Geleisen entfernt. Auf der Straße lag eine Patrouille galoppiert. Bieleicht hatten die Gendarmen mich schon längst gesehen! Dorthin, als die Gegend noch war, mußte ich im Mondschein meine Silhouette scharf gegen den Himmel abgezeichnet haben.

In einem Paroxysmus von Angst froh ich zwischen zwei Felsen und lauschte atemlos. Immer näher kamen die Pferde, immer schallender tönten die Hufschläge. Nun sah ich, aus meinem Bereich hervortretend, die dunklen Gestalten von vier und fünf Reitern. Nun waren sie mir gegenüber. Und in diesem Augenblick hörte ich einen scharfen arabischen Ausruf. Die drei Reiter parierten ihre Pferde und hielten.

Ich rief die Pistole aus der Tasche. Ich glänzendes Stahlklapp funktete. Schleunigst bedeutete ich die Waffe mit meinem Kopf, damit ihr Blitzen mich nicht vertrat. Vorzüglich untersuchte ich die Pistole und probierte tastend, ob der Patronenrahmen auch fest und richtig lag. Ein Gefühl starrer Kälte kam über mich. Ich nahm mir vor, mich nicht

von Pläze zu rühren und erst zu feuern, wenn die Gendarmen bei ihrem Säugen ganz in meine Pläze kommen würden. Ich überlegte. Ich nahm den zweiten Patronenrahmen in die linke Hand, zum Abschützen bereit. Da kamnte unten ein Hundbölz auf. Eine Sekunde lang. Ich hörte den lauten Ruf eines der Gendarmen. Und dann galoppierten die drei Mann weiter. Einer von ihnen mußte einen Kameraden um Feuer zu einer Zigarette gebeten haben. Das Galoppieren verlang in der Ferne, und ich sah immer noch da, am ganzen Leibe zitternd. Die Tränen liefen mir über das Gesicht, als ich die Pistole einsteckte. Sinauschreien hätte ich mögen in jubelnder Dankbarkeit, daß die furchterliche Gefahr vorüber war. Und als ich aufstand, fiel ich zurück gegen den Felsen. Meine zitternden Arme tonnen den Körper nicht tragen!

Um fünf Uhr schritt ich auf einem Umweg zum Bahnhof von Les Amberts. Auf dem Perron standen ein Dutzend wartende Menschen und — ein arabischer Gendarm, grandtätig gegen die Mauer gelehnt. Wieder kam die Angst! Aber ich ging ruhig zum Schalter. Und da kam schon der Zug. Ich stieg in das nächste Abteil erster Klasse und sah zu meiner Wonne, daß es leer war! Der Zug drauße davon. An der Perronperze in Drao standen Quarenunteroffiziere und ein Legionscorporal. Sie beachteten mich gar nicht.

Bis zehn Uhr wanderte ich in der Stadt herum. Dann ging ich in das Passagiebureau der französischen Mittelmeerlinie und besorgte mir einen zweiten Kartenspiß nach Marseille. Das Vokaleboot „St. Augustin“ sollte um 5 Uhr nachmittags abgehen!

Da fiel mir plötzlich ein, daß es entsetzlich aufpassen mußte, wenn ich eine Seereise ohne jegliches Geld antrat. Für wenige Francs erkaufte ich einen Handbölzer, dessen Wände aus Pappe „wärtlich wie Leder“ ausahen, und kaufte an jeder Ecke Zeitungen, mit denen ich ihn vollstopfte. Das war mein „Gepäck“.

Wenige Minuten vor fünf Uhr ging ich auf den Dampfer, Zigarette im Mund, ein Bündel Zeitungen unter dem Arm. Ich spazierte auf dem Verdeck auf und ab, las „Le Rire“ und zwang mich trampelnd, ein unbesonnenes, amüsiertes Gesicht zu machen. Ein Gendarme nur erfüllte mich: War mein telegraphisches Signalelement vom Regiment schon in Drao eingetroffen?

Es wurde halb sechs, und noch immer lag der „St. Augustin“ am Quai Gendarmen kamen und gingen. Und mit einmal mußte ich, unter wie ich leichenblau wurde: eine Patrouille kam, vier Quarenunteroffiziere strengen die Gangplanie herauf! Sie schritten durch das ganze Schiff und sahen ich überall kopflos. Ich wurde wechelteln sie einige Worte mit dem Kapitän und gingen wieder.

Schon atmete ich auf, als ein Gendarm auf mich guttat und höflich grüßte.

„Monieur ist Franzose?“
„No monieur, Engländer“, entgegnete ich ruhig und sah den Gendarmen lächelnd an, die ihre Faust in den Herzen ...
Wenn es ihm einseit, eine Legitimation zu verlangen, war ich verloren!

„Ihr Name, bitte?“
„August Sanders.“
„Beruf?“
„Machinist — von Dlemon.“
„Ich danie verbindlich!“

Wenige Minuten später läutete die Schiffsglocke, die Gangplanen wurden eingezogen, und der Dampfer fuhr ab ... Als der „St. Augustin“ im Hafen von Marseille einließ, kam eine neue Schwärmerlei. Die Zollrevision meines nur mit Zeitungen gefüllten Koffers! Derartige Geräusche mußte ja verdränglich aus eben! Aber ein Zufall half und in zehn Minuten stand ich in einem Coupé des Rotterogus.

„Ritterfahrt in dunkler Nacht ...“
„Loulou flog vorbei — Cannes.“
„In Nizza hörte ich den Straßenjubiläum des zu Ende gehenden Karnevals bis in den Bahnhof hinein. Der Perron war mit Konetti überfüllt. Monaco kam — Monte Carlo mit seinem funkelnben Lichtmeer.“
Endlich war Ventimiglia erreicht. Die erste italienische Station!

Es war ein Uhr nachts. Ich stürzte auf Telegraphenamt und sandte zwei Telegramme an zwei liebe Menschen ...
„Frei — frei!“

Der Einfluß der Temperatur auf die Gestalt des Magens.

Eigenartigkeit und sehr widersprechende Ergebnisse brauchen die in jüngster Zeit von den Forschern Meiss und Eterzel ausgeführten Untersuchungen über die Beeinflussung der Magenform durch die Wärme. Sowohl der gesunde, wie auch der krank Magen verändert nämlich, wie die Zeitschrift für physikalische und diätetische Therapie“ hierüber mitteilt, unter der Einwirkung verschiedener Einflüsse, besonders aber durch Kälteeinwirkung, seine Gestalt ganz wesentlich. Zu mehrere Zimmertemperatur kann z. B. oft derartige Gestaltveränderungen des Magens herbeiführen, daß sogar die ärgliche Diagnose sehr erschwert ist und deshalb nicht selten eine ernstere Erkrankung, als sie in Wirklichkeit besteht, angenommen wird. Die Versuche, die zuerst die Wärmepertemperaturen von 10 bis 4 Grad C über Null nach einigen Tagen dann bei 20 Grad Wärme ausgeführt wurden und zwar mit Hilfe der Montgenstrahlen, ergaben nun, daß die Einwirkung von Kälte den normalen Spannungszustand des Magenmuskels ebenso verändert, als sich der Endteil des Magens stärker ungenüßert, der Speisetrakt infolgedessen nach oben gedrückt wird und damit die untere Grenze des Magens sich auffallend nach oben verschiebt. Einem unmittelbaren Einfluß der Kälte auf den Magen sind diese Spannungseränderungen indes kaum zuzuschreiben; sie werden vielmehr höchstwahrscheinlich durch Verengungen — in diesem Fall wohl durch den Wagnis, den im Gehirne entspringenden Wagnis — bedingt, zumal da die Nervengruppe besonders für Kälteeinwirkung sehr reaktiv ist. Ein Beispiel hierfür sehen wir in der bekannten Erscheinung der Kräfte erzeugten Atmung oder gar der Auslösung von Abwehrbewegungen beim Eintritt plötzlicher kalter Kälte. Mit der Empfindlichkeit des Magens gegen Kälte hängt es natürlich auch zusammen, das bei derartigen Erwartlungen gewöhnlich die Weltwärme das beste Hilfsmittel darstellt.

Im Gegenatz zu der Magenformveränderung bei Kälteeinwirkung tendiert die Temperaturerhöhung den Spannungszustand der Magenmuskulatur nicht zu verändern. Wenigstens war nach dem Auflegen von Eisblöcken, ebenso nach dem Einnehmen von kaltem und warmem Brei keine Spannungsumnahme, ja sogar eher eine Abnahme festzustellen. Allerdings ist es nicht ausgeschlossen, daß auch die Abnahme mit Nerveninflüssen zusammenhängt und vielleicht durch leichte Lähmungen der Nervenenden hervorgerufen wird.

Käselecke.

Rezeptschrift.

Am der Lösung dieses Käselecks kann jeder Abonnent der Saale-Zeitung teilnehmen. Der Lösung muß die Abonnementsunterstützung beigefügt werden. Beizustellen sich die Leser Stiers an der Lösung von Käselecken. In machen sie den Vermerk, daß sich die Abonnementsunterstützung in unseren Händen befindet. Es kommen für jedes Käselecken 5 Hauptpreise (gebundene Bücher) und 20 Trophäen (beschriftete Bilder) zur Verteilung. Die Lösungen müssen insidens Donnerstag in unseren Händen sein.



Streu- und Stapel.

1	2
3	4

An Stelle der Zahlen in den Streifen sind Silben zu setzen, welche ergeben: 1-2 Gabelenne, 3-4 Handwerksgerät, 1-4 Fährfahrern, 3-2 Adressen, 2-4 Schmeigeln.

Bilder zu Käselecken.



Ausgaben aus der vorhergehenden Käselecke.

- Bezahlung des Preisrückfalls.
Talmi
Finnow
Arrar
Hering
Caution
Selma
Tellow
Reverenz
Zwangsquittungsfakt.

- Wichtige Lösungen fanden ein a u s f o l l e: Walter Becker, Heinrich Eberhard, Anna Berger, Charlotte Besser, E. Binder, Otto Bishoff, B. Brand, Julie Lumenthal, Frau W. Bröcher, Bruno Braunmann, Käthe Breitner, Arthur Böhmer, Julius Buchwald, Ida Vullis Duns, Elisabeth Ehlers, Dora Glätz, Paul Gercke, Emil Friedemann, Helmut Gerlich, Adolf Gellon, Herbert Gethmann, Frau M. Günther, E. Günth, Frau Clara Hartung, Ilse Hecht, Joh. Heindke, D. Heindke, Frau Helber, A. Hermsdorf, J. Hermann, Gertrud Holske, Fritz Huo, Charlotte Hummel, Elise Jauch, Albert Jenkisch, Louis Raab, Werner Kästner, Frau Kästel, Frau Elise Keller, Margarete Krimmer, Frau Antonie Kopp, Charlotte Kopp, Frau Kreil jr., Gertrud Kropmann, Suse Kraus, Frau C. Bauerwald, Frau Marie-Christine Lauff, Gertrud Leppin, Alfred Lejus, Fr. Linke, Bruno Lodenberg, Frau S. Meincke, E. Meisel, Fritz Mieling, Fritz Mientzsch, R. Müller, Frau Müller, Maria Müller, Frau Anna Nürnberg, Helene Pöschel, Siegfried Pöschel, Frau Emma Pöschel, Frau M. Raab, Gisela Raab, Frau A. Reichardt, Ernst Reiter, S. Reiter, Fritz Röhler, Alexander Rühl, Saups, Arthur Schade, P. Schäfer, Emil Schindler, Paul Schindler, Frau Ida Schöne, Heinrich Schopp, Ernst Schröder, Frau Elise Schröder, Frau S. Schulz, D. Seibel, Frau Silber, Georg Simonhoff, Herbert Sommer, Spott, Otto Stach, Frau Einage, Frau A. Glentke, Helene Thieleke, E. Thomas, Frau Elise Traub, B. Wetzler, Frau Marie Wiemeg, Walter Wölter, S. Weibrauch, Sartorius Wierh, A. Wolff, W. Wülfelder, S. Zeumer, Frau Minna Zinke, Karl Zischoldt.

- Von auswärts: Aus Wien: Oberparrer Drosch. Silberberg, Erndt Marthe, Bülhoff, Helmut Böhmner. C. B. von Bolger Jacoben, Paul Rode, D. Lemke, A. Srenow, E. Kurt, Professor Kästler, Friedleben, S. Sörke, Grafenbainichen, Fr. Schulz, Nebra, Otto Schulz, Kiesel, Hildegard Kaplar, Salungen, Oscar Steemann, Torau, Frau Wanger, Wittenberg, Charlotte Felgen, Frau Zella Wehlich, Curt Zischene, J. Zörba, Frau Hedwig Zischke, Frau Frieda Zischke.

- Die fünf Hauptpreise erhielten: Gertrud Leppin, Erfriede Bemer, Alfred Zisch, Frau Reichardt, Oskar Steemann. Die fünf Trophäen erhielten: Anna Nürnberg, Pöschel, Pöschel, D. Raab, Helene Thieleke, Herbert Gethmann. Die fünf Hauptpreise sind: „Die Abnehmer“ von Wagnis, „Das neue Leben“ von Dante Alighieri, „Der ärgliche Glaube“ von Friedrich Schiller, „Aeris Verneis“ von Joh. Heinrich Koch, „Dank Tom's Hütle“ von Harriet Beecher-Stowe. Die fünf Trophäen sind: „Lararin in den Alpen“ von Alphonse Daudet, „Londoner Streifzüge“ von W. H. Brand, „Don Carlos“ von Friedrich von Schiller, „Der Bettler“ von Friedrich Hebbel, „Paul“ von Joh. Wolfgang von Goethe.

Die Gewinner werden gebeten, sich ihre Bücher am Montag, den 4. April, in unserer Redaktion, Große Brauhausstr. 17, 1. Stock, abzuholen; den auswärtigen Gewinnern werden die Preise zugest. Ein Ansuchen der Bücher kann unter keinen Umständen gestattet werden.

Ausgaben des Wagnisrückfalls.
„Kam ich nicht an einem Tage abhandeln werden.“
Ausgaben des Wagnisrückfalls.
„Diplomatenkammer.“

*) In der Fremdenlegion. Erinnerungen und Eindrücke von Erwin Kosen. Memoirenbibliothek. Verlag von Robert Luchsig, Stuttgart.